

Bernhard Schlink  
*Gedanken über das  
Schreiben*

*Heidelberger  
Poetikvorlesungen*

Diogenes

Ist ein Gespräch nach einer Lesung bei der Frage angelangt, ob und wie ich über die Liebe schreibe, ist oft die nächste Frage, ob ich die Gestalten liebe, über die ich schreibe. Ich verstehe die Logik der Frage. Wenn ich nicht über die Liebe schlechthin schreibe, sondern nur über diese und jene Liebe – wie steht es dann mit meiner Liebe? Liebe ich die, über die ich schreibe? Schreibe ich, wenn ich über sie schreibe, über meine Liebe zu ihnen?

Ich will nicht meine eigene normative Vorstellung über die Liebe entwickeln. Ich will nicht ausschließen, dass ein Schöpfer seine Geschöpfe lieben kann. Ich kann es mir allerdings nur schwer vorstellen, sowohl bei Menschen als auch bei Gott. Genauer gesagt, ich kann es mir nur dann vorstellen, wenn die Geschöpfe nicht bloß Geschöpfe sind, sondern etwas mitbringen oder entwickeln, womit sie den Entwurf des Schöpfers hinter sich lassen. Ich erlebe, dass ich die Gestalten meiner Bücher für das liebe, wodurch sie über meine Schöpfung hinaus sind. Sie mögen es mitbringen, die Arme oder die Schlüsselbeine oder das Haar oder die Stirn oder das Lächeln oder den Blick oder die Verlegenheit oder den Witz oder den Scharfsinn oder den Mut dieser oder jener Person,

die ich kenne und an die ich denke, wenn ich über eine Gestalt schreibe. Sie können es aber auch entwickeln, während ich über sie schreibe. Immer wieder begnügt sich eine Gestalt, über die ich schreibe, nicht mit dem, was ich ihr an Eigenschaften und Verhaltensweisen zunächst zgedacht hatte. Sie wächst darüber hinaus. Wie das geschehen kann? Jeder Ausdruck, jede Geste, jede Handlung, jedes Wort lässt sich auf mehr als eine Weise deuten und auch auf mehr als die Weise, an die ich dachte, als ich die Gestalt entwarf und über sie zu schreiben begann. Im Zusammenhang verschiedener Ausdrücke, Gesten, Handlungen und Worte werden die Deutungen, an die ich zunächst nicht dachte, manchmal plausibler und interessanter als die, an die ich zunächst dachte. Dann lässt mich die Gestalt nicht mehr mit sich machen, was ich eigentlich mit ihr machen wollte. Ich könnte sie zwingen. Aber ich mag das Gegenüber, zu dem sie sich verselbständigt hat. Vielleicht sind auch Gottes Geschöpfe über seine Schöpfung hinaus, und vielleicht liebt auch er sie eben dafür.

Es passiert nicht nur mit den positiv, sondern auch mit den negativ angelegten Gestalten. Auch sie wachsen über das hinaus, was ich ihnen zunächst zgedacht hatte. Und auch sie werden mir lieb, auch wenn sie unmoralisch, selbstsüchtig,

rücksichtslos sind. Wie der Mutter auch das missratene Kind lieb ist? Nein, es ist anders. Der Mutter ist es ein Schmerz, dass das Kind missraten ist, und sie ist zwischen diesem Schmerz und der Liebe zum Kind hin- und hergerissen. Mir ist es kein Schmerz, dass meine Gestalten sind, wie sie sind. Die Wahrnehmung ihres Charakters und ihres Verhaltens als unerträglich, unmoralisch und sogar verbrecherisch und die liebende Nähe zu ihnen existieren konfliktfrei nebeneinander. Diese liebende Nähe lässt mich nicht nach Rechtfertigungen oder Entschuldigungen für ihren schlechten Charakter, ihr schlechtes Verhalten suchen, noch gefährden Charakter und Verhalten die liebende Nähe. Zwischen Schmerz und liebender Nähe hin- und hergerissen zu sein würde auch keinen Sinn machen; anders als die Mutter könnte ich dem Schmerz ja jederzeit die Grundlage entziehen.

Was ich davon halten soll, weiß ich nicht. Es lädt zu theologischen Spekulationen ein, etwa der, dass Gottes Liebe zu den Menschen vielleicht ganz falsch verstanden wird, wenn sie in Analogie zur Liebe der Eltern zu den Kindern verstanden wird. Eltern sind im Verhältnis zu ihren missratenen Kindern hin- und hergerissen. Dass das Kind missraten ist, können sie nicht ändern, und dazu, sich das Kind aus dem Herzen zu reißen, können

sie sich auch nicht entschließen. Für den Schöpfer macht dieses Dilemma keinen Sinn. Vielleicht liebt Gott die Menschen, weil er sie geschaffen hat und weil sie zugleich etwas mitbringen oder entwickeln, mit dem sie sich zum Gegenüber verselbständigen. Aber obgleich sie sich verselbständigen – er hat sie geschaffen, er hat in ihnen angelegt, was sie missraten lässt, und er könnte ihrem Missraten jederzeit die Grundlage entziehen. Wie sollte Gott darüber hin- und hergerissen sein, wie sollte Gott lieben, wie Eltern lieben?

Ich bin vom Thema abgekommen. Wie immer es Gott mit seiner Liebe zu den Menschen gehen mag – manchmal irritiert mich, dass meine Wahrnehmung des schlechten Charakters und schlechten Verhaltens meiner Gestalten und die liebende Nähe zu ihnen so konfliktfrei nebeneinander existieren. Ist das Nebeneinander un- oder amoralisch? Ist es eine Un- oder Amoral, ohne die zu schreiben nicht möglich ist? Oder bin ich selbst un- oder amoralisch und gestehe es mir nur nicht ein? Gestehe es mir nicht ein, weil ich von einer Mutter aufgezogen wurde, für die die Welt vor allem ein Gefüge moralischer Normen war, und weil ich den Kant'schen Satz liebe, dass zwei Dinge das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, der ge-

stirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns?

Ich glaube, das konfliktfreie Nebeneinander von Wahrnehmung der Schlechtigkeit und liebender Nähe ist mehr als die bloße Vermeidung des eigentlich gebotenen Eingeständnisses von Un- oder Amoral. Ich glaube, es geht nicht anders. Nicht, weil dieses Nebeneinander die Voraussetzung dafür wäre, die Gestalten zu verstehen, und weil ich die Gestalten verstehen müsste, um über sie schreiben zu können. Ich verstehe die Gestalten, über die ich schreibe, manchmal nicht besser als die Menschen, mit denen ich lebe. Ich glaube, es geht vielmehr um die Nähe, die zu einer Gestalt entstehen muss, damit man über sie schreiben kann. Sie ist so groß, dass sie nur liebend erlebt werden kann. Etwas Ähnliches erleben die Opfer eines Missbrauchs, einer Entführung oder Geiselnahme in der unentrinnbaren Nähe der Missbrauchs-, Entführungs- oder Geiselnahmesituation, und auch manche Ehen lassen sich ohne dieses sogenannte Stockholmsyndrom nicht begreifen. Nicht, dass mich meine Gestalten entführen oder missbrauchen würden. Die Ähnlichkeit besteht nur darin, dass unentrinnbare Nähe, wenn sie nicht unerträglich oder zerstörerisch werden soll, nur liebend erlebt werden kann.

Ich liebe Hanna Schmitz und Ferdinand Kortzen und die Männer und Frauen meiner Geschichten, die Leben, Liebe und Moral nicht zusammenbringen. Ich würde, wenn ich über ihn schriebe, auch den Priester lieben, der den Ministranten liebt und missbraucht. Wenn eine Gestalt, über die ich noch nicht schreibe, sondern mit der und deren Geschichte ich noch spiele, mich so packt, dass ich nicht anders kann, als über sie zu schreiben, dann ist, was die Gestalt mit mir, ihrem Autor, macht, vielleicht doch ein bisschen wie eine Entführung.